

Manne Geltzberg



Das Geständnis

Das virtuelle Buch - DvB -

Manne Geltzberg

Das Geständnis

- Roman -



Das virtuelle Buch
DvB

Copyright

Peter Hamann stand schwer atmend im dunklen Hausflur eines Mehrfamilienhauses, den Rücken an die Wand gepreßt, die Augen geschlossen. Gesehen werden konnte er von der Straße aus nicht, die Haustür war ins Schloß gefallen, aus Holz und besaß nur im oberen Drittel eine quadratische Scheibe, etwa dreißig mal dreißig Zentimeter, vielleicht auch ein bißchen größer. Bei Flurlicht hätte er sehen können, daß von den Wänden an vielen Stellen der Putz rieselte, die Briefkästen reichlich ramponiert waren, auf dem Steinfliesenboden Zigarettenkippen und Papierabfälle lagen und es sich keineswegs um Prominenz handelte, die hier wohnte. Aber es wäre ihm auch völlig egal gewesen, wer hier wohnte. Er war nur froh, die Haustür unverschlossen vorgefunden zu haben, um von der Straße verschwinden zu können. Er mußte ein wenig verschnaufen.

Das Martinshorn des Polizeiautos wurde draußen lauter und lauter - bis es dann wieder leiser werdend irgendwo in der Ferne verschwand.

Das war knapp! schoß es ihm durch den Kopf, als die Sirene des Polizeiautos nicht mehr zu hören war und schlug die Augen auf. Die Dunkelheit kaschierte sein bleiches Gesicht sowie den kalten Schweiß auf der Stirn. Er fühlte seine Wunde am Bauch, die stark blutete. Fünf Minuten noch, höchstens, dann mußte er weiter. Wenn er schon den Löffel abgeben müßte, dann weder hier im Hausflur noch irgendwo auf der Straße. Die eigenen vier Wände sollten es schon sein. Und bis zu denen hatte er es nicht mehr weit. Drei Straßenzüge weiter, und er war daheim. Dann konnte er sich endlich um seine Schußverletzung kümmern. Daß er ohne ärztliche Behandlung sterben würde, darüber war er sich im klaren.

Von dieser Welt hatte Peter Hamann endgültig genug. Würde er überleben, hieße das für ihn mit ziemlicher Sicherheit Zuchthaus. Und das lebenslang. Denn früher oder später würden sie ihn kriegen. Man war ihm diesmal dicht auf den Fersen gewesen, hatte ihn gejagt wie einen Killer. Und streng genommen war er es ja auch, auch wenn er persönlich es anders sah. Er hatte Menschen umgebracht, ohne Wenn und Aber. So auch diese Nacht wieder. Doch diesmal ging einiges schief, und er fing sich den Bauchschuß ein. Und wenn er die Blutung rasch stoppen konnte, hätte er vielleicht noch zwei, drei, vielleicht auch vier oder fünf Tage zu leben. Er war zäher als eine Katze mit neun Leben, wie er es von sich selbst behauptete.

Und wenn er einen Arzt aufsuchte, sein Leben sicherlich zu retten wäre.

Doch wollte er?

Im Treppenhaus war alles ruhig, auch sonst war nirgendwo im Haus ein Geräusch zu hören. Es schienen tatsächlich alle Hausbewohner noch zu schlafen. Eigentlich ganz normal um drei Uhr morgens. Es war tiefster Winter, draußen eisig kalt.

Peter Hamann atmete tief und schwer. Die linke Hand hielt er auf die Bauchverletzung gedrückt, Blut tropfte an den schlanken Fingern hinab auf die Steinfliesen. Er mußte unbedingt jetzt weiter.

Mit der rechten Hand öffnete er die Haustür, steckte den Kopf hinaus. Schaute nach links. Schaute nach rechts. Niemand zu sehen, die Straße war leer. Dann setzte er seine Beine, die in einer verwaschenen Jeans steckten, in Bewegung und machte sich auf den Weg zu seiner kleinen Wohnung.

Seltsamerweise spürte er kaum Schmerzen, wobei es doch fürchterlich hätte weh tun müssen. Aber vielleicht kam das noch, wenn sein Körper daheim Ruhe fand. Und davor hatte er Angst. Nicht vor dem Tod. Den fürchtete er nicht, aber die Schmerzen, die ihn bis dahin malträtierten würden. Und hoffentlich würden sie nicht unerträglich werden.

Die nächtlichen Straßen waren durch die Laternen gut beleuchtet. So erreichte Peter Hamann bald das Achtfamilienhaus, in dem er unter bescheidenen Verhältnissen lebte und 42 qm sein Zuhause nennen konnte.

Er fingerte nach dem Schlüsselbund in der Jackentasche, schloß die Haustür auf. Da er Parterre wohnte, waren es nur einige Treppenstufen bis zur Wohnungstür.

Als er davor stand, um sie zu öffnen, überkam ihn Schwindelgefühl und mußte sich für einen Moment gegen den Türrahmen lehnen. Und als er kurze Zeit später die Tür hinter sich ins Schloß zog, atmete er einige Male kräftig durch. - *Geschafft!*

Er schritt ins Bad, rieß sich die Sportschuhe von den Füßen und alle Kleider vom Leib und nahm ein sauberes Handtuch, welches er gegen die Wunde preßte, um die Blutung einzudämmen. Dann suchte er alle Mullbinden zusammen, die er im Haus finden konnte. Wie man einen Verband anlegte, wußte er noch sehr gut von seinen Erste-Hilfe-Kursen, und aus seiner Zeit bei der Bundeswehr. So

dauerte es nicht lange und die Schußverletzung war fachmännisch verbunden.

Ein Arzt hätte das auch nicht besser hingekriegt, lobte er sich selbst, und es entwich ihm trotz der ernstesten körperlichen Verfassung sogar noch ein Lächeln, welches sein schmales, von Schweißperlen bedecktes bleiches Gesicht für einen kleinen Augenblick erhellte.

Ein Blick auf die wasserdichte Armbanduhr mit Digitalanzeige, die er umgelassen hatte, sagte ihm: 03:30.

Er wusch sich so gut es ging. Anschließend warf er über seine nackte Haut einen Morgenmantel, ging mit einem großen Glas Wasser (Fassungsvermögen ein halber Liter) ins Wohnzimmer, stellte es auf den Tisch und nahm ein Diktiergerät zur Hand, welches er sich einmal aus beruflichen Gründen angeschafft hatte. Dann ließ er sich auf die ausklappbare Couch nieder, die ihm tagsüber als Sitzmöbel und des Nachts als Bett diente. Eigentlich brauchte er nach allem, was er in den letzten Stunden mitgemacht hatte, dringend Schlaf. Auch wenn er noch so müde war, jetzt einschlafen konnte er nicht, das wußte er und brauchte es gar nicht erst zu versuchen. Er war äußerst schwer verletzt, wenn nicht sogar tödlich, bekam er nicht bald ärztliche Hilfe. Und in einem solchen Zustand noch ans Schlafen zu denken, empfand er geradezu als grotesk.

Ein Nickerchen machen vor dem ewigen Schlafengehen! Das fehlt noch! Peter Hamann lachte einmal kurz verbittert auf. *Aber nicht mit mir, Onkel Sensemann! Bevor ich gehen sollte, hab ich noch was zu erledigen!*

Er nahm das Wasserglas, leerte es halb, um die brennende Kehle zu löschen. Dann nahm er einen Schluck, um besser sprechen zu können, spülte Mundhöhle und Rachen ausgiebig aus. Nachdem er auch seine spröde gewordenen Lippen befeuchtet hatte, warf er noch einmal einen Blick auf seinen selbst angelegten Verband. Die Kompresse am Bauch war gut angebracht, denn es drang kaum Blut hindurch. Und wenn sie es nicht mehr zurückhalten konnte, dann würde er sich eine neue anlegen. Verbandsmaterial war genug vorhanden. Zur Not waren da auch noch die Bettlaken und Handtücher. Erstaunlicherweise waren die Schmerzen bis jetzt nicht schlimmer geworden. Nach dieser Feststellung fuhr er mit der Hand nachdenklich über sein dunkles angegrautes, kurzgeschnittenes Haar. Dann schaltete er das Diktiergerät ein. Er hätte alles, was er zu sagen

hatte, auch aufschreiben können. Aber sprechen war für ihn trotz Bauchverletzung leichter. Vor allem ging es schneller.

„Ich, Peter Hamann, achtundvierzig Jahre alt, lege hiermit ein Geständnis ab. Aber nicht, weil es mir leid tut, was ich getan habe, sondern damit die Öffentlichkeit erfährt, weshalb ich es getan habe. Und wie es dazu gekommen ist. Nur aus diesem einen Grund werde ich die Bänder den Medien zukommen lassen. - Angefangen hat alles im Dezember vor etwa sechs Jahren. Ich kann mich daran noch so gut erinnern, als sei es erst gestern gewesen.“

* * *

Draußen regnete es, und es war saukalt an diesem Morgen. Mit dem Schirm in der Hand stand ich um viertel vor acht an der Haltestelle und wartete auf die Straßenbahn, die jeden Augenblick kommen mußte.

Doch die kam und kam nicht. Wieder mal nicht. Obwohl sie um diese Zeit im Fünfminutentakt fuhr. Aber das war nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlich wäre es eher gewesen, wenn sie pünktlich gekommen wäre. Und gute fünfundzwanzig Minuten später, um zehn nach acht, da kam dann auch der Ersatzbus angefahren, hinten aus dem Auspuff eine dicke schwarze Rußwolke hinter sich her ziehend. Ich mußte unweigerlich an die umweltfreundliche Werbung für Öffentliche Verkehrsmittel denken, als ich den Dreck über der Fahrbahn wabern sah, wie er sich über die Straße nach allen Seiten hin bis über die Gehwege ausbreitete. Ich stellte mir vor, ich wäre jetzt ein kleines Kind im Kinderwagen oder an der Hand der Mutter. Genau in dieser Höhe wurde der Mist ausgeblasen und schwebte munter umher.

Der Ersatzbus hielt. Ich stieg ein - ach was sag ich, es war ein hineinzwängen. Der Bus war hoffnungslos überfüllt. Weit über die Hälfte der wartenden Fahrgäste blieb draußen. Kein Wunder nach mehreren Ausfällen der Bahn hintereinander. Was sonst fünf Straßenbahnen transportierten, sollte jetzt dieser eine poplige Bus erledigen, und der hatte nur die Hälfte von dem Fassungsvermögen der Bahn. Frohe Fahrt! konnte ich da nur sagen und mußte an all die Berufstätigen denken, die gestreßt und zu spät zur Arbeit erschienen. Viele von ihnen würden sich anstatt eines „Guten

Morgen!” ihres Chefs oder Vorgesetzten einen gewaltigen Anschluß einhandeln, und so manch einer sogar für die zu spät gekommene Zeit einen Lohnabzug. Obwohl ich in diesem Moment diese Leute bedauerte, so wünschte ich mir doch innigst, bald wieder zu ihnen gehören zu dürfen. Und hoffentlich würde meine Arbeitsvermittlerin, bei der ich im Arbeitsamt um halb neun vorsprechen sollte, einen Job für mich haben, woran ich aber so recht nicht glauben konnte. Denn erfahrungsgemäß tat man da nichts anderes als verwalten. Egal was es war. Und die Bezeichnung Arbeitsverwaltung oder Verwaltungsamt wäre da wohl zutreffender.

Der Busfahrer gab Gas und fuhr in rabiater Weise los, es ging ein heftiger Ruck durch die dicht gedrängte Menschenmenge. Aber der überfüllte Bus hatte auch seine Vorteile. Ein Umfallen war nämlich unmöglich.

Ich konnte mich kaum bewegen und mußte regelrecht den Arm durch die Betonwand aus Menschen bohren, um meine Hand um die Haltestange legen zu können. Wie die Finger eines Ertrinkenden verzweifelt nach dem Rettungsring greifen, so griffen meine Finger suchend nach der Haltestange. Obwohl ich ja nicht umfallen konnte, hielt ich es doch für besser, sie mit meiner Hand fest zu umschließen, was mir ein sichereres Gefühl verlieh.

Um mich herum roch es nach alten Kleidern, Mottenkugeln, After Shave, Parfum, Deodorants, Schweiß und Knoblauch, sogar eine Alkoholfahne wehte von irgendwoher zu mir herüber. Und einige Stationen weiter machte sich sogar leichter Fäkaliengeruch breit. Entweder hatte jemand schon seit drei Wochen ein und dieselbe Unterhose an, oder jemand hatte einen abgelassen. Und ich war an diesem Morgen heilfroh, als ich aussteigen konnte. Aber meine Fahrt war hiermit noch nicht beendet. Ich mußte umsteigen.

Ich hastete die Steintreppe zur U-Bahn Station hinab, sah links und rechts neben mir auf den Rolltreppen einen Haufen Menschen, der sich träge rauf- oder runtertransportieren ließ und fragte mich, wie man nur so bequem sein konnte, die Bewegung seiner Beine zu vermeiden. Da rennen die Völker wie irre in die Fitneßstudios und Gesundheitszentren, legen eine Menge Kohle für die Bewegung auf den Tresen, die so gesundheitsfördernd sein soll und prahlen mit ihren angeblichen sportlichen Leistungen, aber wenn sie das alles dann unentgeltlich haben können, wird peinlichst genau darauf

geachtet, daß nicht der kleinste Schritt getan wird, wenn er vermieden werden kann.

Unten an der Treppe angekommen, hastete ich weiter, drängelte mich durch die Menschenmassen zum Bahnsteig. Dann hatte ich es geschafft. Und das gerade rechtzeitig. Meine Bahn fuhr bereits ein, diesmal überaus pünktlich.

Zwei Stationen weiter stieg ich aus. Ich war da. Nur noch eine lange Rolltreppe hoch und ich war beim größten Jobvermittler der Stadt.

Ich stürmte ins Arbeitsamt, war spät dran, zu spät. Es war bereits kurz vor neun, um halb neun hatte ich den Termin. Ich lief durchs Foyer und die Treppen hoch, Fahrstühle sind mir zu langsam und Schaden der Bewegung.

In der ersten Etage vor der Zimmertür 1.435 blieb ich stehen, atmete mehrere Male tief durch. Auf dem Schildchen neben dem Eingang stand: Arbeitsvermittlerin - Frau Karsten. Ich war also richtig und klopfte an. Mein Herz pochte noch von der Hetze, und auch von der Aufregung, die mich überkam.

Hatte Frau Karsten endlich einen Job für mich?

Ich drückte die Klinke hinunter und steckte etwas zaghaft (vielleicht wegen meines schlechten Gewissens, den Termin verpatzt zu haben) den Kopf durch den Türspalt.

„Guten Morgen“, grüßte ich höflich und sah, daß Frau Karsten einen Besucher im Zimmer hatte.

„Guten Morgen“, grüßte Frau Karsten zurück, mir einen freundlichen Blick zuwerfend.

„Ich hab einen Termin bei Ihnen, um halb neun. Tut mir leid, aber die Bahn -!“

„Dann sind Sie sicher Herr Hamann.“

„Genau, der bin ich.“

„Nehmen Sie bitte solange draußen Platz. Ich rufe Sie dann gleich auf.“

„Okay!“

Ich machte die Tür zu und wartete, schritt den Gang auf und ab. Neben mir ging die Zimmertür 1.428 auf. Ein Mann trat heraus und schloß die Tür ab. Daran erkannte ich, daß es sich um einen Bediensteten handelte. Er schaute mich mürrischen Blickes kurz an und schlenderte dann scheinbar lustlos in Richtung Toilette.

Gute zehn Minuten waren vergangen, da bat mich Frau Karsten in ihr Zimmer.

Ich trat ein.

„Bitte setzen Sie sich, Herr Hamann.“ Sie zeigte auf den Stuhl, der vor ihrem Schreibtisch stand.

„Danke.“

Ich setzte mich ihr gegenüber, und sie sah mich freundlich lächelnd an. Sie trug kurzes schwarzes Haar. Es stand ihr gut, und sie sah auch sonst gar nicht so übel aus. Zwar nicht ganz mein Typ, aber eine rundum gepflegte, attraktive Erscheinung. Ich konnte mir ganz gut vorstellen, daß Männer gerne einen netten Abend mit ihr verbrachten, wenn sie nicht schon verheiratet sein sollte. Einen Ehering konnte ich jedenfalls keinen an ihren Fingern entdecken.

„Was kann ich denn für Sie tun, daß Sie um einen Termin bei mir gebeten haben, Herr Hamann?“

„Ich brauche dringend einen Job, Frau Karsten, sehr dringend sogar. Meine Frau ist erwerbslos, ich bin erwerbslos. Meine Frau kriegt keinen Job, ich kriege keinen Job. Es muß also schleunigst was geschehen.“

„Verstehe“, sagte sie und bearbeitete die Tastatur ihres Computers. „Mal sehen, ob ich was für Sie habe. Aber ich kann Ihnen, wenn überhaupt, nur eine ABM anbieten.“

„Ist mir egal, Hauptsache, der Rubel rollt.“

Frau Karsten konzentrierte sich auf den Bildschirm ihres Monitors. Nach einer Weile sagte sie mit einem pessimistischen Gesichtsausdruck: „Tut mir schrecklich leid, aber ich habe nichts Passendes für Sie dabei.“

Ich rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her, als sie mir das sagte. „Was heißt: nichts Passendes?“

„Nichts, was Ihrer Qualifikation entspricht.“

„Das sagt mir nichts. Was heißt das?“

„Nun, Sie haben einen Studienabschluß in Sozialwissenschaften, wie ich hier aus den Daten entnehmen kann. Und eine ABM in dieser Berufsrichtung kann ich Ihnen leider nicht anbieten. Geschweige denn, eine Stelle auf dem ersten Arbeitsmarkt.“

„Aber Frau Karsten, das habe ich doch schon Ihrer Vorgängerin, der Frau Scheidtbach, tausendmal gesagt, daß ich flexibel bin. Es muß nicht unbedingt was mit meiner Fachrichtung zu tun haben.“

Nennen sie mir ein paar Jobs, und ich gucke, ob die was für mich sind.“

Frau Karsten klapperte auf der Keyboardtastatur herum. „Das hat Frau Scheidtbach hier aber nicht vermerkt.“

„Das ist ja entzückend!“ rutschte es mir leicht verärgert über die Lippen und drängelte: „Sehen Sie doch noch mal die Stellenangebote durch. Es kann auch durchaus was mit Verwaltung zu tun haben, Verwaltung und Organisation. Oder auch Personalwesen. Oder was weiß ich. Sagen Sie mir, was Sie an Jobs haben, und ich sage Ihnen, ob es was für mich sein könnte.“

„Tut mir leid, Herr Hamann, aber ...“ - „Bitte, Frau Karsten!“ schnitt ich ihr das Wort ab. „Bitte, sehen Sie noch einmal nach. Es muß doch irgendwas dabei sein, was ich mir mal angucken könnte.“

Mit einer Miene, als wäre sie genötigt worden, bewegte sie ihre Finger auf der Tastatur, als hätte ich sie zur Schwerstarbeit verdonnert. Und eine knappe Minute später sagte sie, wobei ihr Gesicht wieder freundlichere Züge annahm: „Das hier könnte vielleicht was für Sie sein.“

Ich wurde sofort hellhörig. „Ja, was denn?“ sprudelte es aus mir heraus.

„Hier ist eine ABM-Stelle ab dem ersten Januar zu besetzen. Im Sportbereich.“

„Hört sich nicht schlecht an. Und was wird da verlangt, qualifikationsmäßig, beziehungsweise was soll ich da tun?“

„Es ist eine Maßnahme ABM für ABM. Eine Verwaltungsfachkraft wird da gesucht. Ich nehme an Finanz- oder Lohnbuchhaltung oder Personalwesen. So genau ist das hier in der Stellenausschreibung nicht definiert.“

„Macht nichts“, sagte ich begeistert, „ich kann mich ja vor Ort mal informieren. Am besten, ich organisiere sofort ein Vorstellungsgespräch. Kenntnisse in der Buchhaltung hab ich ja noch von meinem Studium, sowohl in der Theorie wie auch in der Praxis, denn während der Studienzeit hab ich mehrere Male in der Verwaltung gejobbt, unter anderen auch in der Buchhaltung. Ist zwar schon eine Weile her, aber so einiges ist da noch hängengeblieben. Und wozu gibt es denn Bücher!“

„Soll ich Ihnen die Stelle ausdrucken?“

„Da fragen Sie noch? Aber natürlich. Ähm. Und was verdient man da?“

Frau Karsten schaute auf den Bildschirm. „Bezahlt wird nach BAT. Gehaltsgruppe vier b, steht hier.“

„Das haut einen ja nicht gerade vom Hocker. Aber besser als nichts.“

„Dann soll ich es Ihnen wirklich ausdrucken?“

„Ich bitte drum.“

Gute drei Minuten später drückte mir meine Arbeitsvermittlerin das Stellenangebot in die Hand. „Anschrift und Telefonnummer des Vereins stehen drauf, Herr Hamann. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg.“

„Danke“, sagte ich über beide Backen strahlend und erhob mich von meinem Stuhl, „dann werde ich mich mal sofort um die Sache kümmern“, gab ihr die Hand und verabschiedete mich: „Vielen Dank, Frau Karsten. Ein frohes Weihnachtsfest wünsche ich ihnen. Und einen guten Rutsch ins neue Jahr natürlich auch.“

„Gleichfalls“, erwiderte sie freundlich und sichtlich erleichtert, mich endlich zufriedengestellt zu haben und losgeworden zu sein.

Ich ging hinaus.

Forsch schritt ich durch die Gänge des Arbeitsamtes nach draußen. Vor dem überdachten Eingang blieb ich erst einmal stehen und atmete tief durch. Der Regen fiel weiter munter vom Himmel, und an der Saukälte hatte sich auch nichts geändert. Doch das Wetter interessierte mich in diesem Moment wenig. Wichtig war: Ich hatte endlich ein Stellenangebot in der Tasche und war froher Dinge. Das Leben sah ich wieder mit anderen Augen. Endlich Licht am Ende des Tunnels. Auch wenn es wohl nicht der Traumjob war, um den ich mich bewerben wollte. Aber endlich mal wieder ein bißchen Kohle verdienen und nicht mehr den Gürtel enger und enger schnallen müssen. Das war doch schon ein Stück Lebensqualität. Und vor allem das Gefühl zu haben, kein Drückeberger mehr zu sein, was einem tagtäglich irgendwie unter die Nase gerieben wurde, sei es denn nun durch die Medien oder sogar durch die eigene Verwandtschaft oder den Freundeskreis. Das tat gut, das war wie Balsam auf der Seele. Aber noch war es nicht soweit, erst mußte ich mich noch bewerben und das Vorstellungsgespräch erfolgreich hinter mich bringen. Dann erst, wenn ich diese beiden Hürden genommen hätte, dann würde ich zu denen gehören, die in unserer

Gesellschaft etwas gelten. Und ich blickte äußerst optimistisch in die Zukunft. Genau wie der Kanzler. Und zur Feier des Tages kaufte ich eine gute Flasche Sekt für meine Frau und mich. Bald würden wir nicht mehr jeden Pfennig zehnmal umdrehen müssen.

Die Freude zu Hause war natürlich groß, als ich von meinem Glückstreffer beim Arbeitsamt erzählte. Nach all den Jahren der Erwerbslosigkeit das erste Stellenangebot, das war doch was. Wenn schon meine Frau Hannelore, zehn Jahre jünger als ich, keinen Job bekam, so dann wenigstens endlich ich. Mein Sohn Axel und meine Tochter Doris, er damals sechs, sie acht Jahre alt, stellten sofort ihre Wunschlisten für das Weihnachtsfest auf, als sie hörten, daß ich mich um eine Stelle bewerben wollte und mußte sie auf den Boden der Tatsachen zurückholen. Selbst wenn ich den Job kriegen sollte, so würde doch das Weihnachtsfest diesmal wieder karg ausfallen. Es sollte kein Geld ausgegeben werden, das noch nicht verdient worden war. Und noch am gleichen Tag steckte ich meine Bewerbung in den Briefkasten der Post und glaubte fest daran, daß sie Erfolg haben würde. Meine Hanni könnte dann unbeschwert die Rolle als Hausfrau übernehmen beziehungsweise weiterführen.

Vier Tage später klingelte das Telefon im Wohnzimmer, früh morgens um fünf nach acht. Wir saßen noch in der Küche beim Frühstück. Hanni ging ran und meldete sich mit ihrem Namen.

„Ja, der ist da“, hörte ich sie sagen, und sie winkte mir aus dem Wohnzimmer zu.

Ich stellte meine Kaffeetasse ab, aus der ich gerade einen Schluck genommen hatte, eilte zu ihr und nahm ihr den Hörer aus der Hand.

„Peter Hamann hier.“

„Hier Herr Lehmbach von der SVU neunzehnhundertzwanzig e.V.. Aber erst einmal einen schönen guten Morgen, Herr Hamann.“

„Gleichfalls, Herr ..., wie war noch ihr Name? Er kam so schlecht durch.“

„Lehmbach. Paul Lehmbach.“

„Alles klar, Herr Lehmbach, jetzt ist ihr Name klar und deutlich angekommen“, lachte ich und konnte mir schon denken, aus welchem Grund der Mann so früh morgens bei mir anrief.

„Herr Hamann, ich habe Ihre Bewerbungsunterlagen von der Geschäftsführung auf meinen Schreibtisch bekommen und möchte Sie fragen, ob bei Ihnen noch ein Interesse an der Vakanz in unserem Hause besteht?“

„Aber selbstverständlich, Herr Lehmbach“, antwortete ich.

„Dann möchte ich Sie doch bitten, sich nächsten Montag um Punkt acht bei uns vorzustellen. Ist Ihnen das recht?“

„Aber natürlich, zu jeder Zeit.“

„Das war’s dann auch schon, Herr Hamann. Einen schönen Tag noch. Bis Mon...“ - „Wo soll ich mich denn bei Ihnen melden?“ unterbrach ich ihn.

„Bei der Geschäftsführung, bei Herrn Nimwegen. Wenn Sie unsere Geschäftsstelle betreten, gehen Sie gleich rechts den Gang hinunter, vorbei an der Information, bis ganz zum Ende. Frau Lestem, unsere Chefsekretärin, wird Sie bei Herrn Nimwegen dann anmelden.“

„Alles klar“, sagte ich und war gut drauf, „und vielen Dank für Ihren Anruf.“

„Nichts zu danken, Herr Hamann. Auf Wiederhören.“

„Tschüß!“ Ich legte auf.

Der Montag kam. Wie sehr hatte ich diesem Tag entgegengefeuert. Früh war ich aufgestanden und stand schon vor sieben an der Haltestelle. Und wie sollte es auch anders sein: Es regnete, und die Bahn hatte Verspätung. Aber dennoch schaffte ich es, pünktlich zum Vorstellungsgespräch zu erscheinen.

Ich klopfte an die Tür des Geschäftszimmers (- Herr Nimwegen / Frau Lestem - war auf einem Kunststoffschild zu lesen) und trat in das Vorzimmer, das Büro der Chefsekretärin ein, grüßte höflich und nannte meinen Namen.

Frau Lestem musterte mich kurz mit kritischen Augen, als hätte sie an meinem legeren Aufzug, in dem ich erschien, etwas auszusetzen, bot mir einen Platz an, einen gepolsterten Stuhl neben ihrem Schreibtisch und sagte: „Herr Nimwegen befindet sich gerade in einer wichtigen Besprechung. Es wird einen Augenblick noch dauern, denn sie hat gerade erst angefangen.“

Ich setzte mich und schaute auf die Uhr an meinem Handgelenk: Sieben Uhr achtundfünfzig. Also blieben mir noch weit mehr als

zwei Minuten, um mich seelisch auf das bevorstehende Vorstellungsgespräch vorzubereiten. Da ich mich bei einem Sportverein vorstellte, hatte ich mir gedacht: Ziehe dich sportlich an. Ein Nadelstreifenanzug oder anderer edler Zwirn wäre hier wahrscheinlich fehl am Platze. Und mir war diese Entscheidung äußerst leicht gefallen. In sportlicher Kleidung fühlte ich mich am wohlsten.

Frau Lestem goß sich eine Tasse Kaffee ein, bot mir aber keine an. Egal, wahrscheinlich hätte ich sowieso abgelehnt, auch wenn ich an diesem Morgen außer dem Schluck aus dem Wasserhahn noch nichts getrunken hatte. Schon allein deswegen, weil Kaffee unheimlich meine Blase aktivierte. Und bereits nur der Gedanke an eine drückende Blase und alle nase lang pinkeln gehen zu müssen, war ein Graus für mich und war für diese Unhöflichkeit in gewisser Weise sogar dankbar.

Nachdem sie stehend eine Weile an ihrer Tasse herumgenippt, geschlürft und mich aus den Augenwinkeln heraus nichtssagend beobachtet hatte, setzte sie sich an ihren PC und begann zu tippen, ohne mir weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ich kam mir wie bestellt und nicht abgeholt vor, zumal es inzwischen auf acht Uhr fünfzehn zuzuging. Denn im Zimmer des Geschäftsführers tat sich immer noch nichts, was auf ein baldiges Ende der dort stattfindenden Unterredung schließen ließ. Die Tür blieb verschlossen. Und jeder Mitarbeiter, der das Büro der Chefsekretärin betrat und zum Chef wollte, wurde von ihr auf eine Art hinauskomplimentiert, was schon als Zynismus bezeichnet werden konnte. Besonders rücksichtslos ging sie mit ihren weiblichen Arbeitskolleginnen um. Nur Besucher wurden von ihr freundlicher behandelt, zumal versuchte sie es, bei ihnen liebenswerter zu erscheinen und mußte sich dabei ganz schön anstrengen, das entging mir nicht. Und ich bekam mit, wie sich draußen auf dem Gang (Frau Lestems Bürotür stand offen) einige gedämpft unterhielten und jemand sagte: „Welche Laus ist denn der heute wieder über die Leber gelaufen? Hat ihr Kerl vielleicht gestern wieder eine andere gevögelt?“

Gekicher, leise, kaum zu hören.

Eine Frauenstimme antwortete daraufhin im Flüsterton: „Bestimmt. Ihr Kerl geht an die doch schon lange nicht mehr dran.“

„An die geht doch überhaupt keiner mehr dran“, sagte eine dritte Stimme. „Kein Wunder, daß die andauernd vergrätzt ist. Wären wir doch auch.“

Wiederum leises Kichern.

Dann trennte man sich, wie ich hörte.

Halb neun. So langsam wurde es mir zu bunt. Wenn man von mir Pünktlichkeit verlangte, so konnte ich es von anderen auch verlangen. Eigentlich hatte ich es mir zum Lebensprinzip gemacht, nie länger als die berühmte Akademische Viertelstunde zu warten, egal mit wem und wo ich einen Termin hatte, aber für diesen Job wollte ich doch eine Ausnahme machen und blieb geduldig sitzen, schwieg und harrte der Dinge und war gespannt, was auf mich zukommen würde. Frau Lestem schien für mich nicht ansprechbar zu sein, sie starrte konzentriert auf den Monitor ihres Computers und tat so, als wäre ich gar nicht da. Ihr ein Gespräch aufzuzwingen, hielt ich für unklug, denn ich wollte nicht schon ins Fettnäpfchen treten und die Chefsekretärin verstimmen, bevor ich hier überhaupt angefangen hatte. Und ich wollte hier anfangen, das hatte ich mir fest vorgenommen. Ich brauchte diesen Job unbedingt. Auch wenn es nur eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme mit einer Laufzeit für ein Jahr war. Würde ich diesen Job bekommen, rechnete ich mir exzellente Bedingungen aus, irgendwo in der Stadtverwaltung, bei den Krankenkassen oder sonstwo unterzukommen, denn ich hatte mich kundig gemacht und erfahren, daß die Sportverein Union zu fast allen Institutionen, die es in der Stadt gab, Verbindungen besaß. Hätte ich den Einstieg ins Berufsleben erst einmal geschafft, so würde sich alles andere schon ergeben, und schon erst recht, wenn ich hart am Ball bleiben würde. Vielleicht ergab sich sogar nach Ablauf der Maßnahme die Gelegenheit, hier eine Festanstellung zu bekommen. Man muß sich nur unentbehrlich machen, hörte ich immer wieder die Vermittler und Arbeitsberater auf dem Arbeitsamt sagen, dann bekommt man auch einen Job. Man muß nur wollen. Und ich wollte. Und daß ich tatsächlich auch der Glückliche war, der diesen Job bekommen sollte, konnte ich zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nicht ahnen. Und ich saß immer noch brav auf dem Stuhl, den mir Frau Lestem angeboten hatte, als es bereits fünf vor neun war. Fast eine geschlagene Stunde saß ich nun hier, und mein

Kreuz tat mir schon vom Sitzen weh, denn der Stuhl war nicht gerade das, was man ergonomisch nennt.

Dann war es soweit, im Zimmer des Chefs wurde es rege, ich hörte laute Stimmen und Stühle rücken. Die Tür ging auf und einige Leute kamen heraus, redeten miteinander geschäftig.

Ich erhob mich und wollte hinein, doch eine Stimme hielt mich zurück, es war Frau Lestems Stimme. „Sie können da nicht rein!“ sagte sie in einem Ton, der mir überhaupt nicht gefiel, und ich mußte mich ganz schön zusammenreißen, um nicht aus der Haut zu fahren.

Ich drehte mich zu ihr um und sah in das Gesicht eines Hausdrachen, so wirkte sie jedenfalls in diesem Moment auf mich. „Warum nicht?“ fragte ich unbescholten. „Ich hatte doch schon vor einer Stunde den Termin.“

Fast kiebig entgegnete sie mir: „Sie können nicht einfach in das Zimmer des Chefs. Ich muß Sie erst anmelden und fragen, ob er Zeit hat, Sie zu empfangen.“

In Frau Lestems Büro wurde es eng, laut und hektisch, es kamen nicht nur Leute aus dem Chefzimmer, es wollten auch einige hinein, sie alle hatten einen Termin und auf dem Gang gewartet. Doch ich war nicht mehr bereit, noch länger zu warten, kehrte der Chefsekretärin den Rücken zu (was für ein Gesicht sie machte, konnte ich nicht mehr sehen, interessierte mich in diesem Augenblick auch nicht) und zwängte mich durch die Menschen hindurch in das Büro des Geschäftsführers.

„Guten Morgen!“ grüßte ich selbstbewußt und sah vor einem großen Schreibtisch, hinter dem die imposante gepolsterte Rückenlehne eines Chefsessels in die Höhe ragte, einen Mann stehen, der sich gerade die Hose zurechtrückte und den Gürtel ein Loch enger stellte. Er war fast genauso groß oder klein wie ich, so um die einssiebzig herum, hatte kurzgeschnittene graue Haare und auf seinem Hinterkopf glänzte eine kleine Glatze, wie ich feststellte, die mich an eine Mönchskappe erinnerte. Das Gesicht zierte ein Bart, der die Lippen- und Kinnpartie bedeckte, eine Gesichtsfotze, wie ich immer zu sagen pflegte. Auf diesen Mann, der der Geschäftsführer sein mußte, schritt ich zu.

Ich streckte ihm meine Hand entgegen. „Hamann, mein Name. Ich sollte mich bei Ihnen um acht vorstellen.“

Er gab mir die Hand. „Ach ja, Herr Hamann“, sagte er und entschuldigte sich: „Tut mir aufrichtig leid, daß Sie warten mußten. Aber die Sitzung war äußerst wichtig und ging länger als erwartet.“

Ich wollte etwas erwidern, da ließ er von mir ab und ging auf zwei Männer zu, die ins Zimmer kamen.

„Hallo, Rudi! Hallo, Alfred!“ begrüßte er die beiden laut mit einem freudestrahlenden Grinsen im Gesicht. Überschwenglich schüttelte er ihre Hände und zeigte dann auf eine Sitzgruppe, in deren Mitte ein Tisch stand. „Setzt euch schon mal. Ich komme gleich zu euch.“

Ich stand da wie belämmert und guckte dumm aus der Wäsche. Und richtig dämlich kam ich mir vor, als Herr Nimwegen zu mir sagte: „Herr Hamann, gehen Sie doch bitte zu Herrn Lehmbach in die erste Etage. Er wird mit Ihnen das Vorstellungsgespräch führen.“

„Aber ich sollte mich doch bei Ihnen melden, sagte mir Herr Lehmbach.“

„Das haben Sie nun ja. Das Vorstellungsgespräch führt aber Herr Lehmbach selbst. Er ist für unser Personal verantwortlich. Er stellt die Leute bei uns ein.“

Ich schluckte, wollte etwas sagen, wußte aber nicht, was. Auch wenn ich es gewußt hätte, hätte ich sowieso kein Wort herausbekommen, denn das war ja wohl der Oberhammer, den ich da zu spüren bekam. Herr Nimwegen kehrte mir seinen Rücken zu und setzte sich zu den beiden Männern, die mit Vornamen Rudi und Alfred hießen.

Wortlos setzte ich mich in Gang. In der Tür stand hämisch grinsend die Chefsekretärin und brabbelte schnippisch, als ich an ihr vorbeiging: „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie nicht einfach in das Büro des Chefs können.“

Am liebsten hätte ich ihr eine geklatscht, mit der flachen Hand, kreuz und quer durch die Visage, als sie das sagte, und es waren nicht so sehr die Worte, die mich auf die Palme brachten, sondern die ganze Art und Weise, wie sie mit einem umging. Doch ich beherrschte mich wieder einmal und ließ sie ohne eines Blickes zu würdigen hinter mich.

Ich stieg die Treppenstufen hoch zur ersten Etage. Schnell hatte ich das gesuchte Zimmer (Lehmbach: Personal- und Abteilungsleiter, stand auf dem Schild am Türeingang) gefunden.

Ich klopfte an.

Nichts rührte sich. Niemand sagte: „Herein!“, oder: „Wer ist da?“, oder: „Ja, bitte!“

So drückte ich die Klinke nach unten.

Zu. Keiner da.

Das ist ja entzückend! dachte ich und hatte große Mühe, meinen Ärger zu verbergen. Wieder stand ich da wie bestellt und nicht abgeholt.

Eine Bürotür weiter kam jemand herausgeeilt, eine Frau, so um die Mitte fünfzig, wie ich ihr Alter schätzte. Sie sah recht gut aus und war auch sonst noch flott auf den Beinen, die sehr gut bei dem kurzen, engen Rock zu betrachten waren und nicht versteckt zu werden brauchten. Ich sah ihr hinterher, bis sie am Gangende nach rechts verschwand. Dann war ich wieder allein. Doch hier dumm an der Tür herumstehen wollte ich nicht und klopfte dort an, wo die flotte Mittfünfziger gerade herausgekommen war.

„Herein!“ hörte ich laut eine Frauenstimme hinter der Tür, die recht freundlich klang.

Beherzt trat ich ein, es war das Büro der Lohn- und Gehaltsbuchhaltung, wie ich auf dem Schild las.

Ich sah zwei gegenüber zusammengestellte Schreibtische. An einem saß eine dunkelhaarige Frau, ebenfalls so um die Mitte fünfzig, die mich mit liebenswert dreinblickenden Augen musterte. Der Stuhl am anderen Schreibtisch war unbesetzt.

„Guten Morgen!“ sagte ich. „Ich möchte zu Herrn Lehmbach. Aber er ist nicht in seinem Zimmer. Die Tür ist verschlossen.“

„Herr Lehmbach ist im Haus. Eigentlich müßte er in seinem Zimmer sein. Vielleicht ist er nur mal zur Toilette. Er wird sicher gleich kommen.“

„Dann warte ich besser solange draußen.“

Ich verabschiedete mich und wartete geduldig vor der Tür des Personalleiters.

Einige Minuten später kam er dann auch. Ich erkannte ihn daran, weil er einen Schlüsselbund in der Hand hielt und wie ein Vorgesetzter auf mich wirkte. Für so was habe ich schon immer einen besonderen Sinn gehabt. Einen Vorgesetzten erkenne ich sofort.

„Herr Lehmbach?“ fragte ich.

„Der bin ich“, lautete die Antwort, und der Mann kam mir irgendwie sympathisch vor. Er sah nach Anfang sechzig aus. Auch er besaß ungefähr meine Größe, vielleicht eine Idee kleiner, etwas lichtet nach hinten gekämmtes weißes Haar und machte einen topfiten Eindruck. Da ich mich bei einem Sportverein befand, war es für mich nicht schwer zu erraten, daß der Mann noch aktiv Sport trieb. Wie ich später erfuhr, spielte er noch regelmäßig Fußball in der Altherrenmannschaft.

„Einen schönen guten Morgen. Ich bin Herr Hamann. Wir hatten miteinander telefoniert.“

„Ach, Herr Hamann! Einen schönen guten Morgen wünsche ich Ihnen ebenfalls.“ Er schloß die Tür auf und ging in sein Büro; ich folgte ihm.

„Was kann ich denn für Sie tun? Waren Sie schon bei Herrn Nimwegen?“

„Ja, war ich. Herr Nimwegen sagte mir, daß ich mich bei Ihnen vorstellen soll.“

Herr Lehmbach schaute mich verdutzt an. „Wie bitte?“

„Ich soll mich bei Ihnen vorstellen.“

„Das hat mein Chef Ihnen gesagt?“ Er lächelte kopfschüttelnd. „Na ja, dann setzen Sie sich mal.“ Er zeigte auf einen Stuhl.

Ich setzte mich.

Herr Lehmbach griff zum Telefonhörer, wählte eine dreistellige Nummer, also wollte er ein Gespräch im Hause führen.

„Hallo Ulrich, hier Paul. Herr Hamann sitzt bei mir. Ist das richtig?“

Was am anderen Ende gesagt wurde, konnte ich nicht hören, sollte es aber sogleich erfahren.

Herr Lehmbach legte auf und sagte zu mir: „In zehn Minuten können Sie zu Herrn Nimwegen.“

Ich sah ihn verdattert an. „Wie? Ich soll zum Vorstellungsgespräch wieder nach unten?“

„Ja. Herr Nimwegen möchte es so. Er ist der Geschäftsführer und will die Mitarbeiter, bevor er sie einstellt, natürlich in einem persönlichen Gespräch kennenlernen. Ich werde Ihnen aber schon einmal erzählen, was wir hier so alles machen.“

So langsam kam ich mir vor wie in einer Anstalt für Irre. Weiß waren die Wände schon überall, es fehlten nur noch die weißen

Kittel und Zwangsjacken. Und Herr Leimbach erzählte mir von den Aufgaben und Aktivitäten der Sportverein Union, daß die SVU die Interessen seiner Mitgliedsvereine gegenüber Stadt und Land vertrat und im Rahmen von arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen alte, marode städtische Gebäude zu modernen Sportstätten umfunktionierte sowie vorhandene Sportstätten sanierte. Das klang zwar alles recht gut und interessant, nur wußte ich immer noch nicht, welches Aufgabengebiet ich übernehmen sollte, würde ich hier anfangen.

„Und welchen Aufgabenbereich beinhaltet die freie Stelle?“ fragte ich deshalb.

„Hat man Ihnen das beim Arbeitsamt nicht gesagt?“

„Nichts Genaues.“

„Das ist aber merkwürdig. Verstehe ich nicht. In unserem Antrag haben wir doch eine genaue Stellenbeschreibung abgegeben. Aber ist ja auch egal. Sie hätten Aufgaben in der Lohn- und Gehaltsbuchhaltung zu übernehmen. So jedenfalls haben wir die ABM beantragt. Haben Sie denn Kenntnisse darin.“

„Ja. Buchführung war nicht nur ein Teil meines Studiums, was zwar schon eine ganze Weile her ist, wenn ich das mal so sagen darf, aber auch während meiner letzten Berufstätigkeit habe ich damit zu tun gehabt. Vor allem in den letzten zwei Jahren, bevor ich arbeitslos wurde. Auch wenn diese Tätigkeit nicht mein Hauptjob war, traue ich sie mir ohne weiteres zu. Die Lohnbuchhaltung ist mir allerdings nicht ganz so geläufig, aber ich lerne schnell und sehe da keine großen Schwierigkeiten.“

„Was haben Sie denn studiert, wenn ich fragen darf?“

Hat der Blödmann denn meine Bewerbungsunterlagen nicht gelesen! dachte ich, und meine anfängliche Sympathie für Herrn Leimbach begann zu wackeln. „Sozialwissenschaften“, antwortete ich. „Mein Schwerpunkt lag bei den Wirtschaftswissenschaften, vor allem bei der Nationalökonomie, besser bekannt unter dem Begriff Volkswirtschaft.“

„Soso, dann scheinen Sie ja der richtige Mann für uns zu sein.“

„Das würde mich sehr freuen.“

„Aber leider habe ich das nicht zu entscheiden. Herr Nimwegen ist der Chef. Am besten, Sie gehen gleich zu ihm.“

„Okay“, sagte ich und stand auf, rückte den Stuhl zurecht und verabschiedete mich.

Ich lief die Treppe hinunter ins Erdgeschoß und ging raschen Schrittes in Richtung Geschäftszimmer. Eine Uhr an der Wand zeigte bereits halb zehn an. „Das darf nicht wahr sein!“ sagte ich leise zu mir selbst und dachte ärgerlich: *Um acht war der Termin, und das Vorstellungsgespräch ist immer noch nicht gelaufen! Wenn das jetzt wieder nichts wird: dann Abschlecken!*

Ich erreichte das Büro der Chefsekretärin, die Tür stand immer noch (oder schon wieder) auf und marschierte hinein. Frau Lestem war nicht anwesend. So steckte ich den Kopf ins Geschäftszimmer, da die Tür hier ebenfalls offenstand. Herr Nimwegen saß hinter seinem Schreibtisch und schien in irgendwelchem Papierkram vertieft zu sein. Berge von Akten türmten sich seitlich links und rechts vor ihm auf.

„Herr Nimwegen?“

Herr Nimwegen blickte auf. „Ach, Herr Hamann“, sprach er mit einem künstlich aufgesetzten Lächeln. „Wie gut, daß Sie noch da sind. Nun habe ich ein wenig Luft und kann mich mit Ihnen unterhalten. Bitte setzen Sie sich.“ Er zeigte auf die Sitzgruppe, in deren Mitte der Tisch stand. „Wenn Sie sich noch einen kleinen Moment gedulden wollen, ich komme gleich zu Ihnen.“

Ich setzte mich, wieder einmal.

Herr Nimwegen stand auf, aber nicht, um sich zu mir zu setzen, sondern um zu telefonieren. Ungefähr zehn Minuten dauerte das Gespräch. Er tat sich unheimlich wichtig dabei, obwohl es nur um Belangloses ging, wie ich heraushören konnte. Und irgendwie sträubten sich mir die Nackenhaare, als ich ihn hinter seinem Schreibtisch gestikulieren sah. Doch mit diesem einen Telefongespräch war es nicht genug, zwei weitere folgten. Und dann endlich nach weiteren zehn Minuten setzte er sich zu mir.

„Tut mir leid, wenn Sie warten mußten, aber jetzt so kurz vor Jahresende sind noch eine ganze Reihe wichtige Sachen zu erledigen. Sie können sich sicherlich vorstellen, daß ich da ganz schön unter Dampf stehe. Aber jetzt habe ich im Moment ein wenig Luft, so daß wir uns unterhalten können.“ Dann sprang er auf, machte die Tür zu und setzte sich wieder. „So, Herr Hamann. Am besten, ich erzähle Ihnen erst einmal, was wir hier so machen.“ -

„Herr Leimbach hat mich darüber schon informiert“, fiel ich ihm ins Wort. „Und ich finde es recht interessant, auf welchen Gebieten die SVU alles tätig ist.“

„Na, prima! Dann brauche ich Ihnen da ja weiter nichts mehr zu erzählen. Aber vielleicht können Sie mir etwas von sich erzählen, was sie bisher gemacht haben und so.“

Der scheint meine Bewerbungsunterlagen auch nicht gelesen zu haben! schoß es mir durch den Kopf und legte ihm verbal meinen Lebenslauf und beruflichen Werdegang dar.

„Soso“, sagte er zu mir, nachdem ich mit meinen Ausführungen fertig war, „dann sind sie mit Abschluß Ihres Studiums auch gleich arbeitslos geworden.“

„Jein, nicht direkt. Hausmann“, korrigierte ich ihn. „Ich war zwar beim Arbeitsamt arbeitslos gemeldet, aber meine Frau hatte einen guten Job. So blieb ich erst einmal zu Haus. Dann wurde sie erwerbslos, und ich kam rein zufällig an eine wissenschaftliche Assistentenstelle an der Uni. Aber nach einem knappen Jahr war ich sie wieder los, so waren wir dann erst einmal beide ohne Job. Ein knappes Jahr später fing ich bei der Unternehmensberatung Fillbinger und Begner an. Die Arbeit dort hat mir bis zum letzten Tag sehr viel Spaß gemacht. Aber im Oktober letzten Jahres ging die Firma leider Gottes in Konkurs, nach rund fünfundzwanzig Jahren. Seitdem bin ich wieder ohne Job. Und erst jetzt hab ich das erste Stellenangebot von der Arbeitsverwaltung erhalten. - Aber mit der Buchführung beziehungsweise Lohn- und Gehaltsbuchhaltung werde ich schon zurechtkommen. Das Metier ist mir nicht unbekannt und habe praktische Erfahrungen darin sammeln können, wie ich es ihnen bereits sagte. Ich werde mich da schon relativ schnell einarbeiten.“

Herr Nimwegen sah mich ein wenig erstaunt an, als ich das sagte. „Sie sollen in der Lohn- und Gehaltsbuchhaltung eingesetzt werden? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Herr Leimbach. Frau Karsten vom Arbeitsamt hat davon auch gesprochen. Aber so genau wußte sie das nicht.“

„Da muß ein Mißverständnis vorliegen. So ist die Maßnahme von uns nicht beantragt worden. Unsere Lohn- und Gehaltsbuchhaltung ist gut besetzt. Frau Niklinski und Frau Stemm machen ihre Sache hervorragend. Überhaupt sind alle Aufgaben, die in der

Buchführung beziehungsweise Buchhaltung anfallen, vergeben, haben genug qualifiziertes Personal dafür. Wenn sie bei uns anfangen, vorausgesetzt, wir entscheiden uns für Sie, dann hätten Sie ein ganz anderes Aufgabenfeld abzudecken.”

„Und welches?” fragte ich neugierig und dachte: *Wäre ja ganz nett, wenn ich das endlich mal erfahren würde.*

„Was würden Sie denn gerne machen? Was liegt Ihnen denn?”

Ich zählte eine Reihe von Punkten auf, unter anderem nannte ich den organisatorischen Bereich.

„Gut. Wie wäre es denn zum Beispiel mit Kostenrechnung, äh, Kostenkontrolle, äh, Etatüberwachung? Würden Sie sich so etwas zutrauen?”

„Durchaus. Natürlich brauche ich meine Einarbeitungsphase.”

„Die würden Sie haben. Ich denke da an unsere Bauprojekte. Da brauchen wir jemanden, der das Ganze ein wenig in den Griff kriegt, das mit den Ausgaben. Und auch müßte jemand die Baustellen regelmäßig kontrollieren sowie die Materialbeschaffung koordinieren. Da könnten Sie dann Ihr organisatorisches Talent unter Beweis stellen. Vorausgesetzt, Sie trauen sich das wirklich zu, das mit den Baustellen.”

„Das traue ich mir zu. Ohne weiteres.”

Herr Nimwegen schaute mich einige Sekunden lang an. Und ich ihn. Dann sagte er: „Gut. Sie sind unser Mann. Wann können Sie anfangen?”

Ich schluckte aufgeregt, konnte mein Glück gar nicht so schnell fassen wie es mir in den Schoß gelegt wurde und erwiderte: „Meinetwegen sofort. Aber meine Vermittlerin erwähnte den Jahresanfang.”

„Gut. Dann kommen Sie den zweiten Januar um acht Uhr hier zu mir ins Büro. Ich werde Sie dann entsprechend einweisen.”

„Okay”, sagte ich frohen Mutes, und Herr Nimwegen schaute auf seine Armbanduhr, unruhig bewegte er sich auf dem Stuhl. Er räusperte sich und schaute wieder auf die Uhr. Dann erhob er sich eilig von seinem Platz. „So, dann ist ja alles gesagt.” Abermals warf er einen Blick auf seine Armbanduhr. „Tut mir leid, Herr Hamann, aber ich muß jetzt weg. Habe einen Termin im Rathaus.” Das Telefon klingelte, und er hastete zum Hörer und sagte zu mir noch, bevor er das Telefonat begann: „Also bis zum zweiten Januar!”

Ich erhob mich ebenfalls. „Bis zum zweiten Januar dann. Und ein frohes Weihnachtsfest sowie einen guten Rutsch!“

Herr Nimwegen schien schon gar nicht mehr zu hören, was ich sagte, er war bereits in seinem Telefongespräch vertieft, lief nervös dabei auf und ab und gestikulierte stark.

Ich verließ das Geschäftszimmer. Frau Lestem war immer noch nicht da, als ich durch ihr Büro marschierte. Und irgendwie war ich froh, dieser Frau weder ein frohes Weihnachtsfest noch ein gutes neues Jahr wünschen zu müssen.

* * *

Hamann schaltete das Diktiergerät aus, legte es auf den Wohnzimmertisch. Er mußte den Verband wechseln, das Blut begann jetzt doch durchzudringen.

Nachdem er sich eine neue Kompresse angelegt hatte, füllte er das Glas mit Wasser auf und nahm einen großen Schluck. Dann griff er wieder zum Diktiergerät.

* * *

Der zweite Januar war gekommen. Um nicht den öffentlichen Nahverkehr benutzen zu müssen, hatte ich mir einen Gebrauchtwagen zugelegt, nichts Besonderes, aber ich war zufrieden damit. Natürlich hatte ich das Auto nicht bar bezahlt und einen kleinen Kredit aufgenommen, den ich in einem Jahr abgezahlt haben würde. Auf den Tag X, wie ich ihn nannte, hatte ich mich gut vorbereitet. Ich hatte meine Bücher über Kostenrechnungen und alles was so dazugehört aus der Mottenkiste gekramt und mich intensiv damit beschäftigt, so daß ich von den ganzen Weihnachtsfeiertagen kaum etwas mitbekam. Ich hatte sogar einen Streit deswegen mit Hanni, denn in den Tagen bis zum Tag X kümmerte ich mich kaum um sie. Um meine Kinder auch nicht. Alle kamen sie zu kurz. Aber was sollte ich machen? Ich hatte nun mal nicht viel Zeit, um mich auf meine neuen Aufgaben vorzubereiten und mußte sie nutzen, so gut es ging. Ich wollte an meinem ersten Arbeitstag sofort loslegen können und nicht wie dumm dastehen. Die Kostenrechnung konnte also kommen. Ich war gut gewappnet.

Als ich die Geschäftsstelle der SVU erreichte - sie war in einem großen unfreundlich wirkenden städtischen Gebäude untergebracht - war ich vom morgendlichen Berufsverkehr schon leicht gestreßt. Und dieser Streß war noch nicht beendet, denn nun begann die Suche nach einem Parkplatz. Da ich keinen fand, parkte ich auf dem Gehweg, der breit genug war, so daß für die Fußgänger noch genügend Platz blieb.

Überpünktlich, es war zehn vor acht, meldete ich mich bei Herrn Nimwegen. Seine Chefsekretärin war noch nicht da.

Nachdem wir uns kurz begrüßt hatten, führte er mich in ein Büro, welches ich nur vorübergehend besetzen sollte. Bis Frau Wemelskirchen und Herr Domkow aus dem Weihnachtsurlaub zurückkehrten, wie er mir zu verstehen gab. Dann würde ich in ein anderes umquartiert werden. Und ein wenig später brachte er mir einige Aktenordner.

„Sehen Sie sich die mal durch“, sagte er und verschwand sogleich wieder.

So saß ich nun allein in einem spartanisch eingerichteten Büro. Draußen war es noch dunkel. Und vor mir auf dem Schreibtisch fünf prall gefüllte Aktenordner. Nach einer kleinen Besinnungspause, begann ich sie durchzusehen.

Eine ganze Woche lang ging das so. Hatte ich die Aktenordner durch, so drückte mir Herr Nimwegen, der nun mein Chef war, neue in die Hand. Jedesmal mit den Worten: „Sehen Sie sich die mal durch. Und irgendwie konnte ich mit den vielen Aktenordnern nichts richtig anfangen, wußte nicht, warum ich sie mir durchsehen sollte, denn mit dem, was ich angeblich hier an Aufgaben übernehmen sollte, hatten sie nichts, aber auch rein gar nichts zu tun.

Ich fing an, mir meine Gedanken zu machen. Und so langsam kam mir der Verein, bei dem ich einen Arbeitsvertrag für die Dauer eines Jahres unterschrieben hatte, nicht mehr ganz geheuer vor. Meinen Arbeitsbeginn hatte ich mir nämlich ganz anders vorgestellt. Aber das Vorstellungsgespräch war ja auch schon nicht so gelaufen, wie es eigentlich hätte laufen sollen. So beschäftigte ich mich die erste Woche mit völlig nutzlosen Dingen und kam mir richtig überflüssig vor.

Egal, dachte ich, *immer noch besser, als erwerbslos zu sein*. Denn was ich brauchte, war ein Job. Dieser Job. Aus dem heraus ich mich auf dem ersten Arbeitsmarkt bewerben konnte. Darin lag meine ganze Hoffnung. Und dafür wollte ich schon einiges in Kauf nehmen. Ich mußte immer wieder daran denken, wie oft ich mich in dem letzten Jahr beworben hatte. Aber einmal arbeitslos, immer arbeitslos. So jedenfalls hatte es, bis ich diesen Job bekam, ausgesehen. Eine Absage nach der anderen. Ich habe sie nicht gezählt. Wollte es auch gar nicht. Es war zu frustrierend. Doch nun sah ich endlich die heißersehnte Chance für mich gekommen, und die wollte ich unter allen Umständen nutzen, Duckmäusern und auf Knien rutschen, wenn es sein mußte. Notfalls sogar Speichel lecken.

Als dann Frau Wemelskirchen und Herr Domkow ihren Weihnachtserurlaub beendet hatten und die Arbeit wieder aufnahmen, wurde ich in ein anderes Büro verfrachtet.

Ich dachte, mich trifft der Schlag, als ich an meinem neuen Schreibtisch saß. Der war nicht nur ein vorsintflutliches Modell, sondern auch reichlich ramponiert. Wenn das den Stellenwert meiner Arbeit, meiner Position hier entsprechen sollte, dann gute Nacht! Ich kam mir wie in einer Zelle vor. Unfreundlich wie ein Gefängnisgebäude war der Bau, in dem die Geschäftsstelle untergebracht war, allemal.

Der Raum, meine Arbeitsstatt, das ein Büro sein sollte, war so dunkel, daß permanent Licht brennen mußte. Denn ich wollte arbeiten, nicht schlafen. Die einmal weiß gestrichenen Wände hatten ihren letzten Anstrich wohl vor Adam und Eva gesehen. Sie waren fürchterlich vergilbt. Das Fenster war kein Fenster, sondern mehr eine Luke wie im Knast. Es fehlten nur die Gitterstäbe. Und durch diese Knastluke fiel so gut wie kein Tageslicht. Das Büro befand sich zwar im Erdgeschoß, lag aber tiefer als der an der Luke vorbeiführende Gehweg der Straße, auf deren anderen Seite ein langgezogener, hochgebauter Häuserblock sich erstreckte. Es war bald so, als sähe ich aus einem Kellerfenster hinaus. Und mein Schreibtisch stand links neben der Luke in einer Ecke. Von nun an konnte ich also jedesmal dem Tageslicht ade! sagen, wenn ich meinen Dienst antrat, (bei der SVU arbeitete man nicht, man tat seinen Dienst).

Egal! dachte ich wieder, *Hauptsache einen Job!* Und eine weitere lange Woche wälzte ich sinnlos die Aktenordner und anderes Papierzeug.

Es waren vierzehn Tage seit meiner Arbeitsaufnahme vergangen, da ließ mich Herr Nimwegen zu ihm beordern. Mein Telefon rappelte, und Frau Lestem teilte mir in einem Ton mit, als sei sie der Chef persönlich, daß ich mich unverzüglich im Geschäftszimmer zu melden habe.

Ich befolgte willig die Anweisung und machte mich augenblicklich auf den Weg, eilte durch den langen Gang.

Wie es so war, sollte ich zwar unverzüglich im Geschäftszimmer erscheinen, mußte aber dennoch gute zwanzig Minuten warten, bis mein Chef Zeit für mich fand. Auch wenn ich in den zwei Wochen immer noch nicht so richtig wußte, wo ich denn nun gelandet war, im Knast, in einer Anstalt, wie es mir manchmal vorkam, oder tatsächlich bei einem Sportverein, so hatte ich bereits begriffen, daß hier in diesem Haus alles wichtiger war als draußen in der großen freien Welt und jeder Außenstehende mehr wert als die eigenen Mitarbeiter. Aber es tröstete mich immer wieder, daß ich nicht der einzige anscheinend Unwichtige und Bedeutungslose in diesem städtischen Gebäude war. Frau Wemelskirchen und Herr Domkow erging es genauso. Beide waren sie ebenfalls im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme hier, wie ich erfahren hatte.

Als Herr Nimwegen mich dann endlich hereingebeten und ich bei ihm am Schreibtisch Platz genommen hatte, sah er mich nachdenklich mit wichtigem Gesichtsausdruck an.

„Ich hab mir ihre Bewerbungsunterlagen noch mal durchgesehen“, sagte er. „Wie wäre es mit Marketing? Verstehen sie was davon?“

Endlich mal eine vernünftige Frage, dachte ich und antwortete: „Sicher. Auch auf diesem Gebiet konnte ich bei Fillbinger und Begner praktische Erfahrungen sammeln.“ *Selbst wenn nicht, aber um die zu sammeln, dafür wäre ich ja als ABM-Kraft schließlich hier.*

„Sie würden sich so etwas also zutrauen?“

Blödmann! „Sicher,“ wiederholte ich.

„Gut. Genaueres werde ich Ihnen dann noch mitteilen. Ich hab da so einen Gedanken. Danke.“ Er griff zum Telefonhörer. „Sie

können gehen, ich gebe Ihnen Bescheid.” Dann wählte er eine Nummer und begann wichtig zu reden, noch bevor ich sein Büro verlassen hatte.

Ich begab mich wieder in meine Zelle, so nannte ich mein Büro, denn was anderes war es ja schließlich nicht.

Den Rest des Tages grübelte ich dann so vor mich hin.

Eigenartiges Gespräch! Ein wirklich eigenartiges Gespräch! Aber es war so vieles eigenartig in diesem Haus, so daß das Gespräch mit Herrn Nimwegen eigentlich schon wieder ganz normal war. Erst sollte ich Aufgaben in der Lohn- und Gehaltsbuchhaltung übernehmen, dann die Kostenüberwachung und Baustellenkontrolle et cetera, dann beschäftigte ich mich zwei Wochen lang mit Akten und Papieren und wußte bis dato nicht, weshalb ich das tat oder tun mußte, und nun fragte man mich fragmenthaft in einem Blitzgespräch, ob ich was von Marketing verstand. Sollte ich wirklich auf diesem Gebiet eingesetzt werden? Hörte sich ganz so an! War mir aber doch nicht so ganz sicher. *Schön wäre es ja, wenn ich auf diesem Gebiet frische Erfahrungen sammeln könnte. Das würde meine Vermittlungsfähigkeit auf dem ersten Arbeitsmarkt erheblich auf die Sprünge helfen.*

Doch auch in den nächsten Tagen traten keine nennenswerte Veränderungen hinsichtlich meines Aufgabengebietes ein. Ich beschäftigte mich weiterhin mit Akten und Papieren, von denen ich nicht wußte, was ich damit sollte. Bis in den Februar hinein ging das so. Von Marketingaufgaben keine Spur. Dafür landeten aber Schreiben vom Arbeitsamt auf meinem Schreibtisch, Schreiben vom Arbeitsamt an die SVU. Da war die Rede von Bauprojekten als Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, von Maßnahmen im Rahmen des Arbeitsförderungsgesetzes sowie Maßnahmen mit arbeitslosen Jugendlichen. Und als ich Herrn Nimwegen fragte - eine gute halbe Stunde mußte ich warten, bis ich das konnte - was das für Schreiben seien und was ich damit solle, sagte er schlicht und einfach: „Sie sollen sich drum kümmern, Herr Hamann.”

Und ich kümmerte mich drum. Da ich im Hause keine Informationen bekam, machte ich es mir zum Prinzip, mir sie jeweils vom Absender zu beschaffen. Immer wenn ich nicht wußte, was ich mit einem Schreiben sollte, so wählte ich die entsprechende Telefonnummer und ließ mir den ganzen Vorgang erläutern. Und irgendwie

funktionierte das sogar recht gut. Ich bekam meine Fragen beantwortet und brauchte in dieser Hinsicht um keinen Termin bei meinem Chef mehr betteln, denn etwas anderes als betteln war es nicht, wenn man zu Herrn Nimwegen wollte oder mußte. Manchmal dauerte es sogar zwei bis drei Tage, um von ihm nur ein schlichtes „Ja“ oder „Nein“ zu bekommen. Abgesehen von den Wartezeiten, ließ seine Chefsekretärin einen ständig spüren, daß man nur ein kleines Licht im Hause war, das dem großen Herrn und Gebieter nicht die Zeit zu stehlen hat. Und Herr Nimwegen schien offensichtlich diesen Status in vollen Zügen zu genießen. Im Laufe der Zeit etablierten sich in meinem Kopf zwei Namen für ihn. Erstens: Klitzekleines Arschloch. Zweitens: Gesichtsfotze. Denn mehr war er für mich nicht, und mehr sollte er für mich künftig auch nicht sein, auch wenn er sich noch so groß vorkam und sich noch so riesig aufblähte. Denn unabhängig von der Größe, ist in einem Ballon immer nur Luft. Und was seine Chefsekretärin anbetraf, war die für mich ganz einfach nur eine: Dumme Gans. Sie war nicht nur die Unfreundlichkeit in Person, ich stellte auch fest (und nicht nur ich, andere auch), daß sie für diesen Job völlig unqualifiziert war und von nichts, aber auch von rein gar nichts richtig eine Ahnung hatte. Andere mußten stets für sie springen und ihre Arbeit erledigen, wozu sie keine Lust hatte oder auch einfach nur zu blöd. Oft habe ich mich gefragt, wie eine solche Frau eine solche Position bekleiden konnte. Da gab es für mich nur den Fakt der Vereinsmeierei und des Filzes. Und die Vereinsmeierei und der Filz wurden in diesem Laden ganz groß geschrieben, wie es sich immer mehr im Laufe meines Jobs herausstellte. Aber so was kannte ich ja schon von der Politik her. Aus diesem Grund hatte ich mein Parteibuch rechtzeitig wieder abgegeben. Der Filz regierte überall. Aber daß er auch so stark in einem Sportverein vertreten war, das hätte ich nicht zu träumen gewagt. Doch was mir am meisten im Magen lag und mir nach und nach ein immer schlechter werdendes Gewissen einflößte, war der Verschwendungsreichtum an öffentlichen Geldern, an dem ich mehr oder weniger gezwungenermaßen mitwirkte, denn mein Aufgabengebiet kristallisierte sich sukzessive als dahingehend heraus, dem Verein öffentliche Gelder zu beschaffen und die Personal- sowie andere Betriebskosten der Allgemeinheit aufzubürden. Ich wurde der Mann, der für den

gesamten ABM-Bereich des Vereins zuständig war und alles was damit zusammenhing, von der Antragstellung und Personalakquisition bis hin zur Projektfinanzierung und Problemlösung. Trotz aller Unzufriedenheit und schlechten Gewissens war ich froh, endlich ein Aufgabenfeld zu haben und zu wissen, weswegen mich jeden Morgen der Wecker aus dem Bett klingelte. Zumal Herr Nimwegen es verstand, mir neuen Mut zu geben, indem er in Aussicht stellte, daß wenn ich es schaffte, mich selbst zu finanzieren, ich eine feste Anstellung bekäme. So erinnerte ich ihn daran, daß ich auch die Marketingaufgaben übernehmen könnte, da dieses Gebiet zur Beschaffung monetärer Mittel wohl dazugehöre. Und bald schon war ich auch hierfür der richtige Mann in diesem Verein, wie er es jeden, den er sprach, erzählte, daß es mir schon fast peinlich war, und machte mich umgehend daran, ein Marketingkonzept zu entwickeln.

Auf den ersten Blick sah das auch gar nicht so schwierig aus und wäre es auch nicht gewesen, wenn ich an die dafür notwendigen Informationen gekommen wäre. Nicht mal geführte Statistiken über die Besucherzahlen der einzelnen Sporteinrichtungen waren vorhanden. Sprach der Leiter der Einrichtung X von sechstausend pro Quartal, so wurden bei der Geschäftsleitung daraus zwölftausend. Ich visitierte dann die goldene Mitte, neuntausend, an. Und als nach dreimonatiger harter Kleinstarbeit das Vermarktungskonzept für die Sportstätten stand, lieferte ich es bei der Geschäftsführung ab.

„Legen Sie es mir auf den Schreibtisch“, sagte Herr Nimwegen. „ich sehe mir das am Wochenende zu Hause an. Hier komm ich ja doch nicht dazu.“

Und als ich ihn dann zum Wochenbeginn nach meinem Werk fragte, antwortete er kurz und knapp: „Gut, Herr Hamann, sehr gut sogar, was Sie da abgeliefert haben.“

Daraufhin gab ich ihm zu verstehen, daß an so einem Konzept ständig gearbeitet und immer auf den neusten Stand gebracht werden muß, und daß nicht das Erstellen eines solchen Konzeptes das Schwierige sei, sondern dessen Umsetzung und ich gerne daran arbeiten würde.

„Ich weiß, Herr Hamann, ich weiß“, sagte er, und ich hatte das Gefühl, daß der gute Mann gar nicht wußte, wovon ich redete und

was Marketing eigentlich bedeutete. Er schien nur zu wissen, daß es etwas mit Geld einnehmen zu tun hatte.

Und seit diesem Tag schien dieses Thema in meiner Gegenwart auch gestorben zu sein. Im nachhinein kam mir zufällig zu Ohren, daß mit der Umsetzung meines Konzeptes jemand anders beauftragt wurde. Es war ein alter Busenfreund des Geschäftsführers, der auf ehrenamtlicher Basis (so nannte man es jedenfalls offiziell) Vereinsarbeit leistete. Und wenn ich Herrn Nimwegen darauf ansprach, mich immer wieder anbot, dieses Aufgabenfeld weiter zu führen oder wenigstens daran mitarbeiten zu dürfen, wich er jedesmal aus, gab entweder keine Antwort, indem er tat, als sei er intensiv mit etwas beschäftigt und hätte nicht gehört, was ich sagte, oder bevor er antworten konnte, klingelte dann das Telefon, hastete übereilig dorthin und vertröstete mich mit den Worten: „Ein andermal, Herr Hamann, ein andermal. Ich komme auf Sie zu.“ Und schon war er wieder in ein wichtiges Gespräch verwickelt.

Doch ich ließ nicht locker, konnte mich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß einer mit meinem Konzept unterm Arm die Lorbeeren erntete. Ich hatte die Ideen und die Arbeit, und ein anderer verkaufte mein Werk als sein Ding, indem er einige Sätze ummodelte. Und als ich eines Tages Herrn Nimwegen abermals darauf ansprach, sagte er, ich solle mir von Frau Lestem einen Termin geben lassen, da er jetzt keine Zeit hätte.

„Nächste Woche Mittwoch um fünfzehn Uhr“, sagte seine Chefsekretärin im Ton einer Vorgesetzten zu mir, und ich kam mir richtig wie ein Bittsteller vor.

Aber egal, ich wollte wissen, woran ich war, wieder einmal. Als dann der Mittwoch kam, stand ich Punkt fünfzehn Uhr bei Frau Lestem im Büro und wollte zum Chef. Doch wie es so war, wurde aus dem Termin um fünfzehn Uhr ein Termin um fünfzehn Uhr dreißig. Und als es endlich soweit war und ich forsch ins Geschäftszimmer schritt, packte mir Herr Nimwegen einen riesigen Berg Akten auf die Arme, so daß ich kaum darüber hinweg sehen konnte, was vor mir war. Angeblich seien das alles Papiere, die etwas mit Marketing zu tun hätten.

Aber als ich mit dem Berg Akten an meinem Schreibtisch saß und sie durchackerte, stellte ich fest, daß nicht ein einziges Blatt Papier etwas mit Marketing zu tun hatte. Auf jeden Fall wußte ich

nun Bescheid und ließ die Akten kommentarlos zurückgehen. Das Thema Marketing war für mich ab diesem Tag gestorben. Definitiv. Herr Nimwegen hatte erreicht, was er wollte. Und ich war stinksauer auf das klitzekleine Arschloch. So beschloß ich, mich auf 'Teufel komm raus' zu bewerben. Ich wollte unbedingt weg von dem Laden. Alle zwei, drei Tage warf ich ein Bewerbungsschreiben in den Briefkasten. Doch etwa zwei Monate vor Ablauf meines Arbeitsvertrages hatte ich die Schnauze gestrichen voll und stellte diesen ganzen Unfug ein. Ich mußte mich wohl damit abfinden, bald wieder Besucher des Arbeitsamtes zu sein. Es war nun mal eine Tatsache, daß die sogenannten beruflichen Qualifizierungen, die ich hier erwarb, für den ersten Arbeitsmarkt völlig uninteressant waren. Sie waren nur interessant für die SVU. Und das auch nur so lange, wie der Verein mich nicht aus eigener Tasche bezahlen brauchte. Deshalb legte ich nun meine ganze Kraft und Konzentration darauf, wenigstens noch ein zweites Jahr in diesem Laden zu bekommen und beschloß, alles dafür zu tun, um anschließend, auch wenn es mir davor graute, in eine feste Anstellung bei der SVU zu kommen. Eine andere Möglichkeit sah ich für mich nicht mehr.

Es war Ende November, da bekam ich vom Arbeitsamt das Signal, daß mein zweites Jahr genehmigt worden war. Erleichtert atmete ich auf, das bevorstehende Weihnachtsfest war monetär gesichert. Und ich hatte erst einmal Zeit, mich um meine Finanzierung zu kümmern. Denn Herr Nimwegen betonte immer wieder, wenn ich ihn auf eine Übernahme in ein festes Angestelltenverhältnis ansprach: „Herr Hamann, wenn Sie es schaffen, sich selbst zu finanzieren, dann sind Sie mein Mann. Sie sind Ihres eigenen Glückes Schmied. Es liegt ganz allein in Ihrer Hand. Machen Sie was draus.“

Und ich arbeitete daran.

Der Jahreswechsel kam. Und drei Monate später zog der Lenz durchs Land. Es war ein schöner frühlingshafter Tag im März, als ich von meiner Zelle im Erdgeschoß in die erste Etage zog. Endlich ein Büro mit einem richtigen Fenster, in das wenigstens auch Licht hereinfiel. Sogar die Sonne konnte man sehen. Die Aussicht war zwar nicht berauschend, denn wenn ich aus dem Fenster guckte, guckte ich auf die Straße und gegen eine Häuserwand. Aber

immerhin konnte ich einige Bäume bewundern, wie sie anfangen grün zu werden. Und das Rathaus war zu sehen, besser gesagt, die obersten Etagen davon, wie sie über die gegenüberliegende Häuserwand ragten.

Ich hatte mich in all den Monaten sehr gut eingearbeitet und meinen Aufgabenbereich inzwischen voll im Griff. Und ich kann sagen: Ich war stolz darauf. Denn das war in diesem Laden verdammt nicht einfach. Informationen wurden einem in der Regel vorenthalten, oder man bekam die falschen. Wie ich schon erwähnte, jedes I-Tüpfelchen mußte man sich selbst besorgen, und das meist außer Haus. Warum das so war, war mir schleierhaft. Ich konnte mir das nur so erklären, daß Herr Nimwegen nicht in der Lage war, die Geschäftsstelle ordnungsgemäß zu führen. Oft hatte ich auch den Eindruck, daß er das eigentlich auch gar nicht wollte. Denn im Chaos konnte er seine Unfähigkeiten verbrämen und Mißstände leicht anderen in die Schuhe schieben, was er auch reichlich tat. Wie ich erfahren hatte, bestand die Geschäftsstelle vor gut drei Jahren noch aus insgesamt drei Personen, und die waren: Herr Nimwegen, seine Sekretärin Frau Lestem und einer Teilzeitkraft für Buchhaltungsaufgaben. Inzwischen waren hier an die zweihundert Personen angestellt, davon dreißig direkt in der Geschäftsstelle. Die anderen Mitarbeiter verteilten sich auf die anderen Sporteinrichtungen der SVU, die fleißig auf Kosten des Steuerzahlers gebaut und saniert wurden. Seit Aufnahme meiner Arbeit war der Personalbestand um einhundertsechzig Mitarbeiter angewachsen. Und von den zweihundert Beschäftigten waren nur gut acht Mitarbeiter fest angestellt, und selbst die wurden nicht vom Verein, sondern von der Allgemeinheit finanziert. Das Arbeitsamt (aber nicht nur das Arbeitsamt) bastelte hieran kräftig mit. Und ich natürlich auch. Schließlich war es mein Job, dem Verein ein Personalstab aufzubauen, den er nicht aus eigener Tasche zu finanzieren brauchte. „Das Geld liegt auf der Straße“, meinte Herr Nimwegen immer wieder, „man braucht es nur aufzuheben.“ Und da hatte er gar nicht so unrecht. Die zahlreichen arbeitsmarktpolitischen Programme konnte man melken wie eine Kuh, vorausgesetzt, man beherrschte das Handwerk. Und dieses Handwerk beherrschte ich inzwischen nach allen Regeln der Kunst. Ich besorgte dem Verein nicht nur die finanziellen Mittel für die Mitarbeiter, nein, auch zum

großen Teil für die Einrichtung ihrer Arbeitsplätze inklusive Arbeitsgerät und -material. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß so was überhaupt möglich ist. Und das alles im Namen zur Schaffung von Arbeitsplätzen, die zwar auch geschaffen wurden, aber immer nur zeitlich begrenzt, solange die öffentlichen Gelder dafür flossen. Versiegte eine öffentliche Geldquelle, so war dann auch der Arbeitsplatz hinüber. Doch das war mir alles egal, auch wenn ich oft darüber nachdachte, ob das denn überhaupt so seine Richtigkeit hätte. Wirklich wichtig war für mich nur, eine Festanstellung zu bekommen. Und das nötige Kleingeld hierfür zu beschaffen, gelang mir dann schließlich auch. Daß es ebenfalls das Geld des Steuerzahlers war, interessierte mich nicht im geringsten. Ich hatte eine Familie zu ernähren und später mal für die Ausbildung meiner Kinder zu sorgen. Und hierfür war ich fest entschlossen, alles zu tun. Doch auf meine Festanstellung sollte ich lange warten, was ich natürlich zum Zeitpunkt, als ich ein arbeitsmarktpolitisches Programm für mich anzapfte, noch nicht wissen konnte.

Draußen regnete es, im Gegensatz zu meiner einstigen Zelle im Erdgeschoß konnte ich das in meinem neuen Büro den ganzen Tag über verfolgen, und es ging bereits auf Ende März zu, als ich freudestrahlend den Bescheid über die für mich genehmigten Mittel in meinen Händen hielt.

„Was strahlst du so über beide Backen?“ fragte mich mein Bürokollege Siegfried Schmitz. Seit einer Woche saß er mir gegenüber. Ich hatte ihn mal eingestellt für den Bereich Öffentlichkeitsarbeit, natürlich auf ABM-Basis. Er war an jenem Tag genau ein halbes Jahr beim Verein und hatte die Monate zuvor wie ich in einem Büro im Erdgeschoß gesessen. Daher kannten wir uns bereits eine Weile, und wir duzten uns. Ich mochte ihn, er mochte mich, so verstanden wir beiden uns recht gut, und ich war froh, daß er es war, den mein Chef mir da aufs Zimmer gesetzt hatte.

Ich hab's geschafft“, antwortete ich glücklich.

„Dich zu finanzieren?“ Er wußte von meinen Bemühungen. Ich hatte es ihm einige Male erzählt.

„Ja. Ich kann es noch gar nicht glauben. Fünzigtausend pro anno werden für mich lockergemacht. Erst mal für die nächsten fünf Jahre.“

„Donnerwetter! Fünf Jahre?“ freute sich Siegfried für mich mit. „Herzlichen Glückwunsch, Herr Kollege. Dann hast du es ja endlich geschafft. Wer macht denn die Kohle für dich locker?“

„Der Steuerzahler natürlich. Das weißt du doch. Die Behörde sitzt in der Landeshauptstadt.“

„Und die zahlen so einfach fünfzigtausend im Jahr?“

„So einfach nicht. Ich muß dafür hier ja auch malochen. Vor allem, mich mit Leuten wie dich herumplagen“, lachte ich vergnügt.

Siegfried suchte ebenso händeringend nach einer festen Anstellung, die für mich ja nun anscheinend gesichert sein würde, die er mit seinen zweiundvierzig Jahren auf dem freien Arbeitsmarkt wohl kaum noch bekam. „Kannst du für mich da nicht auch was tun; jetzt, wo du weißt, wie man an die Knete kommt?“ In seinem Blick lagen Berge von Hoffnungen.

„Das wird wohl leider nicht gehen“, mußte ich sie ihm gleich wieder nehmen. „Die rücken die Kohle ja nicht raus, nur weil ich Hamann heiße und einen festen Job brauche. Und auch nicht wegen meiner kleinen Narbe über meiner linken Augenbraue oder meinen braunen Augen. Ne, mein lieber Kollege, da sind ganz bestimmte Bedingungen dran geknüpft.“

„Und was für welche?“

„Geld gibt es in diesem Fall nur für Leute, die arbeitsmarktpolitische Projekte begleiten, betreuen, leiten und weiterentwickeln, damit in diesem Bereich eine kontinuierliche Arbeit geleistet werden kann und nicht alle ein, zwei Jahre die Leute in diesem Aufgabenbereich neu eingearbeitet werden müssen. Für die Öffentlichkeitsarbeit eines Vereins wird da weder ein Batzen noch ein Heller lockergemacht.“

Siegfried sah mich verschmitzt an. „Man braucht ja nicht gerade bei der Beantragung zu schreiben, daß ich für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig bin. Schreib doch dasselbe wie bei dir, oder was sich so ähnlich anhört. Das geht doch. Oder? Kontrollieren kann das doch sowieso keiner, was ich wirklich mache.“

„Das würde wohl gehen, ja. Aber das Problem ist, die Mittel sind zur Zeit so eng bemessen, daß nur eine festangestellte Kraft pro Verein gefördert wird. Es wird also wenig Sinn haben, noch einen Antrag zu stellen. Aber wenn du unbedingt willst, kannst du es ja selbst versuchen. Wie der Antrag gestellt wird, kann ich dir zeigen.“

Ich stand auf, ging zum Aktenschrank, suchte die entsprechenden Unterlagen heraus, kopierte sie und legte sie ihm auf den Schreibtisch. Siegfried sah mich enttäuscht, ja fast beleidigt an. Er hatte gehofft, daß ich die Antragstellung für ihn übernehme. Aber das sah ich überhaupt nicht ein. Wenn er auf eine feste Anstellung aus war, so sollte er sich selbst drum kümmern. Die entsprechende Hilfestellung würde ich ihm schon nicht verweigern und gab ihm das auch noch einmal zu verstehen. Als ich dann wieder auf meinem Stuhl saß und meine Arbeit verrichtete, nahm er die von mir kopierten Unterlagen und legte sie ungelesen unter einen Aktenstapel. Angesprochen hat er mich in dieser Angelegenheit bis zu seinem Ausscheiden aus dem Verein kein einziges Mal mehr.

Eine Woche, bevor sein Vertrag auslief, kam er eines Morgens, es war ungefähr fünf nach acht, mit einem freudigen Lächeln ins Büro und war ganz aufgeregt.

„Moin, Hamännchen!“ sagte er und ließ sich guter Dinge auf seinen Stuhl nieder. Mit leuchtenden Augen sah er mich fröhlich an.

„Was ist mit dir denn?“ wollte ich wissen, denn Heiterkeit am frühen Morgen war ich von ihm gar nicht gewohnt.

„Du, Peter, weißt du, was der Alte gerade zu mir gesagt hat?“

„Du warst bei ihm? So früh am Morgen?“

„Ja. Ich bin, als ich kam, sofort zu ihm rein.“

„War die Lestem denn noch nicht da?“

„Eben drum. Ich hab die blöde Kuh draußen von weitem kommen sehen und die Gelegenheit sofort genutzt. Ab rein, zum Chef. Zuerst versuchte er, mich abzuwimmeln: Ich muß erst meine Zeitung lesen! Du kennst ihn ja. Aber ich hab nicht locker gelassen. Ich wollte definitiv wissen, was mit mir jetzt ist, ob ich übernommen werde oder nicht. Schließlich hatte er ja einige Male Andeutungen gemacht, daß er mich gerne übernehmen möchte, aber nur noch nicht wisse, wie er mich finanzieren soll. Und da wollte ich jetzt reinen Wein eingeschenkt haben ...“ - „Er hat dir dann gesagt“, fiel ich ihm ins Wort, „daß er dich unbedingt halten möchte.“

„Ja, hat er.“

„Und daß der Vorstand, beziehungsweise Personalausschuß, dem aber erst noch zustimmen muß.“

Ja. Aber woher weißt du das?“

Ich mußte lachen. „Mein lieber Siegfried“, sagte ich, „ein bißchen enttäuscht bin ich jetzt aber doch von dir. Du weißt doch selbst, daß er das zu jedem sagt, der ihn darauf anspricht. Denk doch an die Wemelskirchen, an die Liebscheidt, an den Domkow, an den Symkowiak und wie sie alle noch heißen. Zu denen hat er das doch auch gesagt, hoch und heilig versprochen hat er ihnen das. Und wo sind sie jetzt? Alle beim Arbeitsamt. Also wirklich, daß ausgerechnet du auf seine dummen Sprüche noch reinfällst, daran habe ich nun wirklich nicht geglaubt.“

„Doch, doch“, wehrte er ab, „er meint es diesmal wirklich so. Ich glaube ihm. Es klang zu ehrlich. Er hat mir auch sein Wort gegeben. Nur er kann das nicht allein entscheiden. Er wird sich für mich einsetzen. Das hat er mir hoch und heilig versprochen. Herr Schmitz, hat er gesagt, Sie sind ein sehr guter Mitarbeiter, und ich werde Sie nicht einfach so gehen lassen. Ich werde alles tun, damit Sie bleiben können. Ich will Sie unbedingt halten.“

Ich grinste, denn so viel Naivität hatte ich meinem Bürokollegen nun wirklich nicht zugetraut. Aber die Hoffnung auf einen festen Arbeitsplatz vernebelte wahrscheinlich auch bei ihm einige seiner Gehirnkapazitäten. „Na, dann paß aber auf, daß du nach Ablauf deines Arbeitsvertrages nicht ehrenamtlich hier beschäftigt wirst“, warnte ich ihn.

„Werde ich aber wohl müssen.“

„Ich werd verrückt“, stöhnte ich absichtlich laut und ließ den Kopf auf meine auf dem Schreibtisch verschränkten Arme sinken.

„Was soll ich denn machen? Der Personalausschuß tagt ja erst in sieben Wochen. Und bis dahin soll ich nahtlos weitermachen. Sonst würde sich das auf die Entscheidung des Personalausschusses negativ auswirken, und der Alte kann sich dann für mich nicht mehr so stark machen. Und wenn ich dafür den Job kriege, dann mach ich das. So einfach ist das. Ob das nun ehrenamtlich oder was weiß ich heißt, ist mir in diesem Fall scheißegal.“

„Und du glaubst das wirklich?“ Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ja, ich glaube ihm. Er hat es wirklich ernst gemeint. Diesmal zumindest. So was spür ich.“

„Und du willst wirklich für nothing hier arbeiten?“

„Nee, nee! Nicht für nothing, das Fahrgeld will ich schon haben, das hab ich ihm bereits verklickert. Und wie gesagt, ist ja nur für die paar Wochen, bis ich fest angestellt werde. Außerdem muß ich mich ja für diese Zeit arbeitslos melden und kriege Arbeitslosengeld.“

Wer's glaubt, wird selig, dachte ich nur, nahm meine Arbeit auf und sagte zu diesem Thema kein Wort mehr. *Der wird sich noch wundern!*

Und mein Bürokollege Siegfried Schmitz wunderte sich tatsächlich, war regelrecht fassungslos, als nach sieben Wochen der Personalausschuß der SVU die Entscheidung hinsichtlich seiner Übernahme vertagte. Hierüber sollte endgültig auf einer Sondersitzung in weiteren sechs Wochen entschieden werden. Und treu und brav, wie mein Kollege Siegfried Schmitz nun mal war, opferte er auch diese sechs Wochen seines Lebens für die Hoffnung auf einen Arbeitsplatz. Doch als auf der Sondersitzung des Personalausschusses die Antwort auf die Frage nach seiner Übernahme wieder vor sich hergeschoben wurde, da riß ihm der Geduldsfaden. Er schrie und tobte im Büro herum.

„Wird man denn hier in diesem Laden für so bescheuert gehalten, daß man meint, mit einem umgehen zu können wie man will? Das blöde Arschloch wird mich hier erst wieder sehen, wenn ich den Vertrag unterschrieben habe!“

Genau so ist das, mein Freund! dachte ich mir nur meinen Teil und hielt mich geschlossen. *Auch wenn du das erst jetzt begreifst, dann ist das immer noch besser, als würdest du es niemals begreifen.* Denn er sollte noch weitere acht Wochen auf ehrenamtlicher Basis arbeiten, bis zur zweiten Sondersitzung des Personalausschusses, der sich dann diesmal wirklich nur mit der Frage seiner Übernahme beschäftigen würde. So hatte man es ihm jedenfalls unterzujubeln versucht.

Er packte seine Sachen, verabschiedete sich kurz von mir und knallte die Bürotür hinter sich zu, daß es in meinen Ohren nur so schepperte. Und ich sollte ihn nie mehr wiedersehen. Denn zwei Wochen später rief seine Lebensgefährtin bei mir an und teilte mir seinen Suizid mit.

Mit Tabletten hatte er sich das Leben genommen.

Die nächsten Tage war ich wie gerädert, fix und fertig, muß ich sagen, Siegfrieds Tod ging mir äußerst nahe. *Nicht, daß mir das*

auch noch passiert! machte ich mir so meine Gedanken. Da hatte ich ihn als naiv abgetan und ihn hinsichtlich seiner Hoffnung auf eine feste Anstellung verspöttelt, aber war ich im Grunde anders? Diese Frage stellte ich mir zu diesem Zeitpunkt ernsthaft. Denn mein Arbeitsvertrag, der auf zwei Jahre befristet worden war und zum Jahresende auslief, war immer noch nicht um die mir zustehenden fünf Jahre verlängert. Obwohl ich für diesen Zeitraum die finanziellen Mittel schon vor einiger Zeit sichergestellt hatte und einer Vertragsverlängerung somit nichts mehr im Wege stand. Und so langsam beschlich mich das beklemmende Gefühl, daß auch ich kräftig über den Leisten gezogen werden sollte. Jedesmal, wenn ich meinen Chef nach der Vertragsverlängerung fragte, hatte er eine Ausrede parat, die mich weiter hinhielt. Ja, er hielt mich hin. Diese Befürchtung schien Realität zu werden, wenn ich nichts dagegen unternahm. Aber was sollte ich unternehmen? Ich war ratlos. Schlimmer noch: Ich war machtlos. Dieses klitzekleine Arschloch wollte mich gar nicht weiterbeschäftigen. Und wenn er es nicht wollte, ich es als Underdog wohl schlecht verhindern könnte. Wahrscheinlich würde ich es überhaupt nicht verhindern können, denn der Kerl schien nicht einmal im Traum daran zu denken, meinen Vertrag zu verlängern. Ihn interessierte einfach nur die Kohle, die ich ranschaffte. Und die, die ich für mich lockergemacht hatte, wollte er ebenfalls. Aber nicht für meine Festanstellung. Mit dem von mir beschafften Mitteln sollte jemand anders finanziert werden, sobald mein Vertrag ausgelaufen war. Meinen Platz würde dann eine andere ABM-Kraft einnehmen.

Und all meine Befürchtungen bewahrheiteten sich.

Das Jahr ging zu Ende. Mein Beschäftigungsverhältnis auch. Ich wurde wieder erwerbslos.

Als ich in der Geschäftsstelle meine Papiere abholte, steckte mir Frau Niklinski von der Lohnbuchhaltung, als ich mit ihr allein auf dem Treppenaufgang zum ersten Stockwerk stand, daß mit dem Geld, das ich für meine Festanstellung besorgt hatte, jetzt Herr Lehm bach bezahlt wurde. Er war nun offiziell die Kraft, die für arbeitsmarktpolitische Programme und Projekte verantwortlich war. Vereinsintern behielt er natürlich seinen alten Aufgabenbereich, hatte mit dem offiziellen nichts am Hut. Das besorgte jemand anders. Kontrollieren würde das keiner. Weder das Arbeitsamt noch

die Behörde, von der die öffentlichen Mittel flossen. Selbst wenn: Offiziell war ja alles in Ordnung. Man hatte es ja schwarz auf weiß. Alles andere interessierte nicht. Meine Arbeit führte eine andere ABM-Kraft weiter. Und Herrn Lehmbachs Personalkosten, die bereits zu einem Drittel aus öffentlichen Mitteln bestritten wurden, reduzierten sich für den Verein auf Null, da die von mir beantragten und bewilligten Mittel genau die restliche Summe von Herrn Lehmbachs Gehalt ausmachten, die die SVU bislang aus vereinseigenen Geldern aufbringen mußte.

Mir war nach dem Gespräch mit Frau Niklinski, als hätte ich einen Schlag mit dem Hammer gekriegt. Und den mußte ich erst einmal wegstecken. Umgehend suchte ich hierzu die nächste Kneipe auf. Der ganze Frust und Ärger mußte weggespült werden.

Während ich ein Bier nach dem anderen kippte, gingen mir die Worte meiner Arbeitsvermittlerin durch den Kopf:

„Vielleicht haben Sie was falsch gemacht, Herr Hamann.“
„Haben Sie schon einmal überlegt, was es gewesen sein könnte?“
„Waren Sie den Ihnen übertragenen Aufgaben vielleicht nicht gewachsen?“ *„Tut mir leid, aber ich kann für Sie jetzt und auch in Zukunft nichts tun.“* *„Der Arbeitsmarkt ist zur Zeit angespannt, da hilft nur Eigeninitiative.“* *„Versuchen Sie es doch mal mit einer Annonce in der Zeitung.“* *„Vielleicht entsprechen Ihre Bewerbungen nicht dem geforderten Profil. Belegen Sie doch mal ein Bewerbungstraining.“* *„Sie müssen versuchen, der Beste zu sein.“* *„Da hilft nur eins: bewerben, bewerben, bewerben!“* *„Sie müssen etwas tun, Herr Hamann. Auf Ihre Rente warten können Sie nicht.“*

Meine Hand, die das Bierglas hielt, verkrampte sich bei diesen Gedanken, sie wollte sich zu einer Faust ballen, und ich hatte Glück, daß das dünne Bierglas diesem Druck standhielt und nicht in meiner Hand zersprang. Hätte mir diese Frau in diesem Augenblick gegenübergesessen, ich ihr wohl meine Faust auf Ihre brillentragende Nase gesetzt hätte. Frau Birgen hieß die Vermittlerin jetzt. Und Ihre Art, wie Sie mit mir gesprochen hatte, ließ die Aggressivität in mir anschwellen, wenn ich daran dachte. Überhaupt fiel es mir schwer, solch dummes Gerede noch ertragen zu können. Was hatte ich mich doch in den zwei Jahren bei der SVU abgerackert, Kohle für den Verein und meine fiktive Festanstellung beschafft!

Und wofür das alles?

Dafür, daß ich mich wieder beim Arbeitsamt erwerbslos melden konnte! Genausogut hätte ich mir in den zwei Jahren einen schönen Lenz machen und an den Schamhaaren kraulen können.

Am liebsten hätte ich mich vor lauter Ärger selbst geohrfeigt. Wie konnte ich nur so dumm gewesen sein, auf das Geschwafel meines Chefs hereinzufallen? Mit Fieber bin ich ins Büro marschiert, habe nicht einen einzigen Tag gefehlt, Überstunden gemacht, die ich weder bezahlt bekam noch abgefeiert hatte. „Das dankt dir kein Mensch!“ hatte meine Frau zu mir gesagt. Und sie hatte recht. Selbst auf dem Arbeitsamt tat man so, als wäre es mein Verschulden, daß es nicht zu einer festen Anstellung kam. Und zum ersten Mal in meinem Leben stiegen in mir Rachegeanken auf. Ja, irgendwie hätte ich mich am liebsten gerächt für die erlittene Schmach. Liebend gern hätte ich in diesem Moment Herrn Nimwegen mit einem Baseballschläger aufgelauert. Nur fehlte mir zur tatsächlichen Durchführung der Mut und der eiserne Wille. Auch an die Arbeitsverwaltung hegte ich Rachegefühle, denn dieses duldet ja stillschweigend solche Machenschaften, ja förderte sogar in gewisser Hinsicht das alles noch. Und das Wissen, daß es außer mir noch viele andere Dumme in diesem Land gab, die durch diese ganzen arbeitsmarktpolitischen Programme ausgelutscht wurden, tröstete mich keineswegs. Und ich begann mir vorzuwerfen, daß ich an diesem ganzen Spiel auch noch munter mitgewirkt habe und schämte mich inzwischen vor mir selbst. Aber um an einen Job zu kommen, war mir da etwas anderes übriggeblieben? Trotz allem, was mir durch den Kopf ging, wollte ich mich nicht hängenlassen und hoffte auf bessere Zeiten. Ja, ich konnte es nicht lassen, ich hoffte wieder einmal, hoffte, daß es eines Tages mal mit einem Job klappen würde. Denn man soll die Hoffnung niemals aufgeben, so glaubte ich mich zu erinnern, daß es einmal der Kanzler gesagt hatte. Und daß man optimistisch in die Zukunft blicken soll. Doch hätte ich gewußt, wie die Zukunft für meine Familie und mich aussah, hätte ich auf der Stelle mein Bier stehen lassen und mir einen Baseballschläger besorgt.

* * *

Hamann gähnte - und gähnte noch einmal. Unsägliche Müdigkeit überfiel ihn. Mit erschöpften Augen blinzelte er auf die Kompresse am Bauch, wo das Blut erneut im Begriff war, durchzudringen.

Er stand auf. Wechselte den Verband. Fragte sich, warum die Schmerzen erträglich blieben. Denn was er bislang gehört und gelesen hatte, sollte eine solche Bauchverletzung, wie er sie besaß, ein entsetzliches Martyrium sein.

Ohne weiter dann darüber nachzudenken, begab er sich wieder auf die Couch. Schloß die Augen. Nur für einen kleinen Moment.

Doch aus diesem kleinen Moment wurden Stunden.

Die Sonne schien hell durch das Wohnzimmerfenster, als er aufwachte.

Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß es bereits Mittag war. Und ein Blick auf den Verband sagte ihm, daß auch dieser wieder gewechselt werden mußte. Für einen winzigen Augenblick zog er in Erwägung, einen Arzt zu rufen. Doch die Schmerzen lagen immer noch im erträglichen Rahmen.

Wozu dann also einen Arzt holen?

Sterben wollte er sowieso. Nur sollte es nicht sein, bevor er auf Band sämtliche Beweggründe für sein Handeln gesprochen hatte.

Hamann rappelte sich auf und wechselte den Verband. Anschließend schlurfte er, als hingen zwanzig Kilo Blei an seinen Füßen, zur Toilette ins Bad.

Als er vor der Kloschüssel stand und den Urin aus der Blase drückte, tobte durch seinen Unterleib auf einmal ein höllischer Schmerz. Die Blase schaffte er, nur halb zu entleeren.

So schnell es ihm möglich war, begab er sich wieder auf die Couch in eine Liegestellung.

Nach ungefähr zwanzig Minuten ließen die Schmerzen dann soweit nach, daß er sprechen konnte, und griff zum Diktiergerät.

Ende der Leseprobe
- DvB -
Manne Geltzberg
Das Geständnis
218 Seiten im PDF-Format